



Brian Moore
*Die Versuchung
der
Eileen Hughes*

Roman · Diogenes

Mrs. McTurk sagte, als sie in der Wohnzimmertür stand.

»Sie meinen wegen des Mantels? Nein, das ist ein Geschenk von Eileen. Ich hab ihn bloß anprobiert.«

»Er steht Ihnen großartig«, entschied Mrs. McTurk. »Haben Sie denn schon von Eileen gehört?«

{42}»Ja. Sie amüsiert sich prächtig.« Es wäre ein Fehler, Mrs. McTurk Einzelheiten zu erzählen, denn dann würde sie eine Stunde lang herumstehen und reden, und die Böden würden nicht geputzt.

»Haben sie's nicht gut, die jungen Leute heutzutage?« sagte Mrs. McTurk und lehnte sich an den Türsturz. »Ich meine, zu unserer Zeit, meine Liebe, da ist man als Ire bloß einmal im Leben auf den Kontinent gefahren, nämlich zu einer Pilgerreise nach Lourdes oder Rom. Und heute verreisen die Leute einfach so, als wär's ein Tagesausflug, nur daß es gleich die Costa Brava oder so was sein muß. Zum Beispiel mein kleiner Neffe Sean, der ist erst Lehrling, aber schon überall herumgekommen. Letzten Sommer war er in Griechenland. Aber es ist schon toll für die jungen Leute.«

»Ja.« Agnes Hughes zog den neuen Regenmantel aus, vorsichtig, denn sie wollte ihn wieder in die Schachtel legen.

»Ein wunderschönes Geschenk ist das«, sagte Mrs. McTurk. »Also einen guten Regenmantel, den kann man immer gebrauchen. Es wär allerdings schön, wir bräuchten sie nicht gar so oft. Haben Sie vorhin den Donner gehört?«

»Ja. Ach übrigens, Mrs. McTurk, unter der Spüle steht ein neues Paket Lux. Sie haben doch gesagt, sie bräuchten mehr Lux.«

»Ja, stimmt.« Verärgert, weil sie merkte, daß sie weggeschickt wurde, ging Mrs. McTurk durch den Flur in die Küche. Kurz darauf machte sie ihr kleines Kofferradio an, gräßliche Musik, aber man konnte es ihr schlecht verbieten; immer noch besser, als daß sie den ganzen Vormittag damit vertrödelte, einem mit ihrem endlosen Gequassel über ihre Verwandtschaft den Nerv zu töten.

{43}Agnes Hughes faltete den Regenmantel genauso, wie er aus dem Geschäft gekommen war, und legte ihn in die Schachtel zurück. Sie fragte sich, ob die McAuleys tatsächlich Krach miteinander hatten, wie Eileen behauptete. Sie bezweifelte es. Mona war nicht auf den Kopf gefallen. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die ihren Mann dadurch verärgerten, daß sie ihn ankeiften. Agnes Hughes hatte Monas Familie sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits gekannt: sie erinnerte sich noch gut an Monas Mutter – eine üppige, schlampige Frau, Tochter eines Polizeisergeanten, als junges Mädchen recht hübsch –, die Monas Vater geheiratet hatte, als sie oben in Belfast wohnte. Er war Zahnarzt mit einer kleinen Praxis in Lismore, aber er kam, aus welchen Gründen auch immer, offenbar einfach auf keinen grünen Zweig. Mona war das einzige Kind. Sie lebten in einer winzigen Wohnung über der Praxis in der Kent Street, einer Zeile kleiner Läden am falschen Ende der Stadt. Es war schwer zu glauben, daß Mona je in der Kent Street gewohnt hatte, wenn man sie jetzt ansah, so selbstsicher und vornehm in ihrer teuren Kleidung, und mit dem großen Haus an der Clanranald Avenue. Sie hatte allerdings eine recht gute Erziehung genossen, besaß einen Abschluß in Pharmazie, hatte ihr Studium in Dublin absolviert und war dann nach Lismore zurückgekommen, um in

Crowleys Apotheke zu arbeiten. Sie war schon immer eine Schönheit gewesen, und Agnes Hughes erinnerte sich noch, wie damals, als Mona bei Crowleys anfang, dem Vernehmen nach die Hälfte aller Jungs von Lismore hinter ihr her waren; sie erinnerte sich auch noch an die Geschichte von Monas Verlobung mit diesem jungen Anwalt aus Lurgan – wie hieß er doch gleich? – ein paar Jahre später, und wie es hieß, er hätte die Verlobung gelöst, weil er sie beim ^{44}Flirten mit seinem besten Freund erwischte. Dann heiratete sie McAuley. Ob es jetzt vielleicht aus ähnlichen Gründen Ärger gibt? Ach was, wohl kaum. Alle sagen doch, daß sie sich wirklich mögen, daß sie prima miteinander auskommen, schon immer. Sie haben sich in Lismore keinem bestimmten Kreis angeschlossen, bleiben draußen an der Clanranald Avenue für sich und machen ständig zusammen Urlaub, und nach allem, was man so mitkriegt, vertraut er ihr doch wie sich selbst. Hat er ihr nicht praktisch die Leitung von McAuleys Kaufhaus übertragen? Sie war es, die Eileen eingestellt und ihr später die Lohnerhöhung bewilligt hat. Ja ja, mittlerweile ist sie ganz schön weit weg von der Kent Street, die gute Mona, und auch vom Rezept-Zubereiten im Hinterzimmer von Crowleys in ihrem weißen Kittel. Ich habe allerdings so eine Ahnung, daß sie einsam ist da oben in diesem Haus, ohne Beschäftigung und mit einem Dienstmädchen und einer Haushälterin und was nicht noch alles. Ein Geschäft zu leiten ist kein Ersatz für ein richtiges Zuhause. Sie haben keine Kinder, die McAuleys. Angeblich will Mona keine.

Hat es geklingelt? Zum Teufel mit der alten McTurk und ihrem Gedudel.

»Mrs. McTurk? Mrs. McTurk? Hat es geklingelt?«

Aber Mrs. McTurk gab keine Antwort, und aus der Küche kam nach wie vor das Geplärre der Musik. Es könnte der Briefträger mit einem Päckchen sein, und Briefträger warteten nie: sie klingelten zweimal, dann gingen sie. Agnes Hughes stand auf und rannte praktisch in den Flur hinaus. Vor der Tür stand ein Bote.

»Mrs. Hughes?«

»Ja.«

Sie kannte den Jungen vom Sehen, er arbeitete für ^{45}Collins, das Blumengeschäft. Er übergab ihr eine längliche Schachtel, dazu eine zweite, die ebenfalls in Geschenkpapier eingepackt war. Die zweite sah nach Pralinen aus. »Die soll ich Ihnen auch noch bringen«, sagte er, als er ihr die zweite Schachtel überreichte. Und sie mußte ihn bitten, einen Moment zu warten, während sie ins Wohnzimmer zurückging – aus der Küche kam immer noch das verdammte Geplärre –, um ihr Portemonnaie zu holen, damit sie ihm ein Trinkgeld geben konnte. Danach, außer Atem von dem Gerenne und mit einem leichten Stechen in der Brust, trug sie die beiden Schachteln ins Wohnzimmer und legte sie auf den Tisch. Zuerst öffnete sie die mit den Blumen. Es waren zwölf gelbe Rosen. Sie zog die Karte aus dem kleinen Umschlag.

VON DEN MCAULEYS

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag

Gelbe Rosen waren ihre Lieblingsblumen, das hatte sie Eileen gesagt, als sie das letzte Mal im Krankenhaus lag, und am nächsten Tag waren zwei Dutzend von den McAuleys

gekommen. Und sie hatten sich auch jetzt noch daran erinnert. Sie beugte sich über die Rosen und atmete ihren Duft ein. Dann packte sie die andere Schachtel aus. Pralinen. Ob die von Maeve kamen? Aber als sie die Schachtel öffnete und sah, daß es sich um handgemachte Trüffeln aus diesem Schweizer Geschäft in Belfast handelte, wußte sie, daß sie nicht von Maeve kamen, denn die konnte sich so etwas nicht leisten. Auf der Karte stand:

ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG
Mona & Bernard

{46}Die McAuleys. Die McAuleys, mit denen sie gar nicht befreundet war, schickten ihr zum Geburtstag zwei teure Geschenke, und das alles wegen Eileen. In der Küche verstummte die Musik, und Mrs. McTurk, die sich die feuchten Hände an der Schürze abwischte, erschien in der Wohnzimmertür. »War da jemand an der Tür, Missus?«

Agnes Hughes bejahte.

»Ich hab nix gehört. Hat wohl nur einmal geklingelt.« Neugierig näherte sich Mrs. McTurk der Blumenschachtel. »Rosen. Von wem sind die denn? Sind ja herrlich. Soll ich sie Ihnen in eine Vase stellen?«

»Ja, bitte.« Aber sie nahm die Karte aus der Schachtel, ehe sie sie der alten McTurk gab. Es ging sie schließlich nichts an, von wem die Rosen kamen.

»Und Pralinen! Massenhaft Geschenke. Haben Sie Geburtstag oder was?«

Und plötzlich dachte Agnes Hughes: Es sind die McAuleys, denen ich all die Geschenke zu verdanken habe, die Blumen, die Pralinen, ja sogar den Mantel, denn Eileen hätte ihn ohne Monas Hilfe nie kaufen können. Ihnen habe ich diesen Geburtstag zu verdanken, Leuten, die ich kaum kenne, Leuten, die mich kaum kennen. Und dabei war ihr aus irgendeinem Grund fast zum Heulen zumute. »Ja«, sagte sie und hörte das Stocken in ihrer Stimme, »ja, ich habe Geburtstag.«

Als Eileen ihre Mutter an diesem Morgen anrief, tat sie das von der Eingangshalle aus, denn in ihrem Mansardenzimmer gab es kein Telefon. Nach dem Gespräch frühstückte sie allein in der Lounge. Die McAuleys aßen morgens nie etwas, sondern tranken bloß schwarzen Kaffee in ihrer Suite. Eileen speiste üppig – Schinken, Eier, Toast {47}und Tee. Danach sollte sie mit Mona einen Einkaufsbummel machen, während Bernard einen Termin bei seinem Schneider wahrnahm. Nachmittags war dann, wie sie ihrer Mutter erklärt hatte, Bernard an der Reihe, sie herumzuführen, während Mona ihre Freundin besuchte.

Um Viertel vor zehn, als sie sicher sein konnte, daß die McAuleys aufgestanden und ausgehertig waren, rief sie in deren Suite an. Es klingelte sechsmal, ehe Bernard abnahm. »Sieben fünf sechs«, sagte er in geschäftsmäßigem Ton. »McAuley hier.«

»Hallo Bernard, ich bin's, Eileen. Ist Mona schon soweit? Ich rufe doch nicht zu früh an, oder?«

»Nein, nein.« Er klang zerstreut. »Eileen ist am Telefon, Mona«, rief er, »Mona?«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann sagte er: »Sie kommt gleich. Wie geht's dir?

Hast du deine Mutter angerufen?«

»Ja.«

»Wie hat ihr der Mantel gefallen?«

»Ach, sie hatte ihn noch gar nicht ausgepackt. Ich habe ihr bloß gesagt, daß in der Schreibtischschublade ein Geschenk für sie liegt. Ich wollte sie damit überraschen.«

»Ach so.« Er wirkte immer noch zerstreut. »Da kommt Mona.«

Mona meldete sich. »Eileen?«

»Ja, hallo. Ich bin doch nicht zu früh? Ich kann später noch mal anrufen, wenn du möchtest.«

»Nein, nein«, sagte Mona. »Das Problem ist, ich habe Kopfschmerzen. Einen Kater, um ehrlich zu sein. Ich bin gestern abend mit Freunden ausgegangen und habe zuviel Whisky getrunken. Jedenfalls kann man aus meinem Kopf zwei machen. Du bist mir doch nicht böse, wenn ich {48} unseren Morgenbummel absage? Ich muß mich wirklich hinlegen.«

»Aber nein, das macht gar nichts.« Und in gewisser Weise machte es wirklich nichts, denn nun würde sie ein paar Stunden für sich allein haben. »Ich bummle dann einfach auf eigene Faust ein bißchen herum.«

»Was?« sagte Mona. Sie hörte offenbar gar nicht richtig hin. »Moment mal, Eileen.« Eileen hörte Bernard etwas Unverständliches rufen, dann kam er selbst an den Apparat. »Hör mal, Eileen, was hältst du davon, mit zu meinem Schneider zu kommen? Das dauert nur ein paar Minuten, und danach habe ich Zeit, und wir können irgend etwas unternehmen, wozu du Lust hast.«

»Nein«, sagte sie. Sie spürte die Panik in ihrer Stimme. »Nein, ehrlich, Bernard, ich zieh ganz gern ein bißchen auf eigene Faust los.«

»Ach, das sagst du nur so.«

»Nein, wirklich nicht. Wir treffen uns dann mittags wie besprochen in der Eingangshalle, in Ordnung?«

»Warte doch mal.«

»Nein, ehrlich«, sagte sie und legte auf, verblüfft über sich selbst, weil sie den Mut gehabt hatte, ihm einfach so das Wort abzuschneiden. Es war das erste Mal, daß sie etwas Derartiges getan hatte: Immerhin war er ihr Chef und ein Mensch, der erwartete, daß die Leute den Plänen, die er für sie machte, zustimmten. Trotzdem, schon der Gedanke, den ganzen Vormittag und dann wieder am Nachmittag und am Abend mit ihm allein zu sein! Zwei Tage war sie nun schon hier, und sie hatte nicht ein einziges Mal allein losziehen können. Und es war doch auch ein tolles Gefühl, ausnahmsweise einmal etwas gegen den Willen der McAuleys zu unternehmen. Aber nun machte sie sich {49} wohl besser auf die Socken, ehe er ihr nachkam, um sie umzustimmen.

Und so durchquerte sie die Lobby und trat wie an jenem ersten Morgen in London auf die Straße hinaus, ohne recht zu wissen, wo sie sich befand. Sie blickte sich um und sah die Straße, die sie auf dem Weg zum Buckingham Palace gegangen war, dann, in der entgegengesetzten Richtung, eine zweite: auf ihr waren sie gestern mit dem Taxi nach Knightsbridge gefahren. Eileen entschied sich für eine dritte und marschierte los, vorbei an dem großen Bahnhof. Sie passierte Läden mit Bildern nackter Frauen in den Schaufenstern, stieß auf einen von großen Pubs eingefaßten Rundbau, ging eine Straße

mit Süßwarenläden, Ledergeschäften und kleinen Cafés entlang und bog von dort in eine andere mit lauter kleinen Hotels, die Namen wie Chalmont Crescent Hotel, Berkeley, Victoria Palace und Clarendon trugen. Die ganze Straße war beidseits von Hotels gesäumt, von umgebauten Wohnhäusern mit griechischen Säulen an den Türen, großen Erkerfenstern und Vorgärten mit schmiedeeisernen Zäunen. Aber alle diese Häuser waren heruntergekommen, manche auch in knalligem Lila oder Rosa übertüncht, um rissigen Putz und kaputte Eingangstreppe zu kaschieren. An den Kellereingängen quollen Abfalltonnen über, und aus offenen Fenstern im ersten Stock blähten sich schmutzige Gardinen. Und überall um sie herum trotteten Reisende die Straße auf und ab, teils junge Leute mit Rucksäcken, doch die meisten Orientalen, Schwarze und Inder mit schweren Koffern, die sie alle paar Meter absetzten. Es waren Reisende, die niemals Taxis nahmen, sondern ihr Gepäck zur nächsten Bushaltestelle oder U-Bahnstation trugen. Und nur deshalb gab es diese Straße mit Hotels; sie war für ^{50}Leute da, die nicht viel erwarteten, bloß ein Bett zum Schlafen, bis sie irgendeinen Bekannten erreichten, der ihnen half, in irgendeinem Job unterzukommen. Abgesehen von einem kleinen Lebensmittelgeschäft an der Ecke und einem Tabakladen gegenüber gab es in dieser Straße keine Geschäfte. Als sie am Schaufenster des Tabakladens vorbeikam, sah sie drinnen ausländische Zeitungen ausliegen und im Fenster selbst ein Anschlagbrett mit mehreren Zetteln, auf denen Leute anboten, Kinder zu hüten, Fremdsprachen zu unterrichten oder Yoga-Kurse abzuhalten – alles, was ihnen ein bißchen Geld einbrachte, solange sie im Chalmont Crescent Hotel, im Berkeley oder im Clarendon festsäßen. Und während sie die lange Straße entlangging und nur noch weg wollte, kam ihr die Gegend schlimmer vor als die übelsten Slums, die sie von Belfast oder Dublin her kannte, denn so schlimm es dort auch aussah, waren es doch immerhin Orte, wo die Leute einander kannten. Hier in dieser Straße wirkte jeder, den sie sah, wie gestrandet, von einer großen Welle in diese schmutzigen Hotels geschwemmt, zusammen mit einer Masse anderer Fremder, die alle neu beginnen wollten in der riesigen Stadt London, von der sie ihr Leben lang hatten erzählen hören. Sie machte ihr angst, diese Straße, als befände sie sich in einem jener Jahrmarktslabyrinth, die zunächst harmlos sind und erst dann unheimlich werden, wenn man an Spiegel zu stoßen beginnt und feststellt, daß man eingeschlossen ist. An einer Kreuzung angelangt, bog sie in eine andere Straße ein, die ein Spiegelbild der ersten war: reihenweise schmutzige, billige Hotels. Beinahe im Laufschrift floh sie weiter, vorbei an starren Blicken aus braunen und schwarzen Gesichtern, vorbei an Kindern, die in schmutzigen Durchgängen spielten, bis sie auf ^{51}eine dritte, ganz andere Straße stieß, mit Geschäften, in denen es Sachen gab, die sie kannte. Da ging sie langsamer, ohne Angst, denn sie wußte zwar, daß sie sich verlaufen hatte, war aber froh, daß sie nicht durch die Straßen mit den Hotels zurückgehen mußte, diese Straßen, die so weit weg waren von dem London, das die McAuleys ihr gezeigt hatten, dem London der Uniformen und Paraden, der Museen und Paläste und schicken Geschäfte, dem London, wo Pagen einem den Koffer trugen, Portiers Türen aufhielten, Taxifahrer warteten und alle so aufmerksam waren, als wäre man die Queen höchstpersönlich.

Und während sie die Einkaufsstraße entlangging, fing es an zu regnen, ein Wolkenbruch, wie er die Straßen leert. Sie stand in einer Ladentür, sah zu, wie der